

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Flieger über London.

Eine Londoner Erzählung aus den Spätherbsttagen 1916.

Von Justus Schoenthal

(Fortsetzung.)

„Machen Sie niemanden zu ihrem Vertrauen! Sonst wäre es um ihre Unabhängigkeit geschehen! Spielen Sie Ihre Rolle gut! Denken Sie, Sie seien ein Schauspieler, der einen englischen Offizier zu agieren hätte. Und halten Sie sich stets, sobald Sie genötigt sind, auch einmal lägen zu müssen, und wenn's noch so schwer fällt, — halten Sie sich stets vor Augen, daß Ihre Arbeit, vielleicht gerade eine Lilge von Ihnen Tausenden, ja Zehntausenden unserer Braven das Leben retten kann und daß die gute Durchführung einer Kriegslist niemandes Ehrenschild beschmutzen kann!“

Gewiß, gewiß, die gute Durchführung einer Kriegslist schändete niemandes Ehrenschild. Aber er hatte sich wie ein Tölpel benommen. Er hatte die Herrschaft über sich selbst verloren. Er selbst und mehr noch, seine Sache waren der Willkür laune eines gefallsüchtigen, auf Nervenreize erpichteten Weibes preisgegeben.

Er knirschte hörbar mit den Zähnen. Er hätte sich Ohrfeigen mögen.

Nicht daß er den Tod fürchtete! Er hatte ja den Tod — und sicher würde er wegen Hochverrats gleich dem armen Hans Lody zum Tode verurteilt werden — dreifach verdient. Aber die Scham würgte ihn, seine Aufgabe so schlecht erfüllt, seiner Sache so schlecht gebient zu haben.

Seine einzige Hoffnung mußte sein, die Lady würde nicht plaudern; sie hätte ja da so mancherlei erzählen müssen, was ihr eigenes Ansehen bei ihren Mitmenschen herabgesetzt hätte. Aber er kannte sie zu wenig. War's ihr nicht zuzutrauen, daß sie, um womöglich gar als Ketterin des Vaterlandes zu erscheinen, den ganzen Vorfall so wiedergab, als habe er mit seiner Leidenschaft sie überfallen und erdrückt. Wie er sie haßte für diese Lilge, die er körperlich fühlte! In seinen Gedanken beging er einen Mord an ihr. Ihr Bild veränderte sich in seinem Geiste, sie erschien ihm dirnenhaft-widerwärtig. Er kniff die Wangen zum linken Auge, als fühle er Schmerzen. . . Nein, Dirne war vielleicht zu viel. Aber eine Dame ist nicht so geschmacklos, ihr Gemach mit Mochschußdust zu schwängern. Er glaubte, noch den heizenden Geruch zu verspüren. Sie war ein Mißgeschöpf höchster Kultur und höchster Entartung. . . aber das sind ja keine Grundsätze, ist ja oft gleichbedeutend.

In seinem Kopfe tanzten wirbelnd die Gedanken.

Und immer wieder die hangende Frage: Ob sie wohl plaudern würde? Ob er wohl vorher Zeit fände, den Rückzug zu decken? Und wie?

Da fiel ihm Atterley ein. Ja, der verrückte Dichter

sollte ihm Rede stehen. Warum war er nicht schon längst in den Literatur-Club gefahren? Er hatte doch die Absicht geäußert, die Bekanntschaft mit dem wunderlichen Menschen fortzusetzen.

Freilich, — eigentlich liebte er solche Menschen nicht. Aber er war ja nicht seiner persönlichen Geschmacksrichtung wegen in London. Leuten, die man nicht liebt, geht man nur auf Bergnützungsreisen aus dem Wege. Und dann, so unangenehm war der Dichterjournalist gar nicht, ein wenig bombastisch, gewiß, . . . vielleicht nur ein armer Teufel, den das Unglück gebeutelt hatte. Er wollte jedenfalls mit ihm sprechen; dann konnte man weiter beschließen.

Und vorerst aushalten auf dem Posten, komme, was da wolle!

Er betrachtete aufmerksam die weiße Seinvand. Es wurden jetzt Bilder vom Kriegsschauplatz gezeigt. Den französischen Präsidenten sah er die Truppenschau über die marokkanischen und indischen Hilfsvölker abnehmen. Dann ein Bild vom Lagerleben der englischen Soldaten drüben in Frankreich. . . Und jetzt die Phrase: „Nun, mein Sohn, noch keine Lust, Mutters Kochtopf mit der Plinte zu vertauschen? Sei versichert, auch für dich ist eine passende Uniform vorhanden! Willst du, daß man auf der Straße mit den Fingern auf dich weise und dir das Wort „Feigling“ nachschleudere! Sofort läßt du dich anwerben! Frage so gleich den Polizisten nach dem nächsten Werbeamt!“

Lächelnd verließ er das Kinotheater. Die Besucher waren meist Frauen der mittleren Stände. Waffenfähige junge Männer waren kaum anwesend.

Er nahm einen Wagen und ließ sich nach dem Literatur-Club fahren.

Schon äußerlich war dieses Gesellschaftshaus bei weitem nicht so vornehm ausgestattet wie der reichere „Army and Navy Club“, wo ihn Lord Southcliffe eingeführt hatte. Auch innerlich trugen die Räume bei weitem nicht den Prunk zur Schau wie das glänzende Haus in Pall Mall.

Ein Diener nahm ihm den Ueberwurf ab. Einem zweiten überreichte er noch im Ankleideraum seine Karte und ersuchte, Herrn Atterley herauszubitten.

Nach weniger als einer Minute kehrte der Diener zurück und teilte ihm mit, Herr Atterley sei noch nicht anwesend, müsse aber jeden Augenblick eintreffen. . . Ob er nicht einhweilen an einem Tisch im Barraum Platz nehmen wolle? Herr Atterley sei bestimmt in längstens einer Viertelstunde hier.

Der Hauptmann biß sich verärgert auf die Lippen. Dann griff er nach seinem Mantel. Er wolle in einer Stunde wieder vorkommen.

Er stieg die Treppe hinab und suchte eine nahe gelegene Speisewirtschaft auf, um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Als er nach reichlich einer Stunde zurückkehrte, war Atterley anwesend. Durch die Glascheiben des Barraums erkannte ihn der junge Offizier bereits. Er saß auf dem

Bedersofa einer Mische. Vor sich auf dem Tischchen hatte er die übliche Whiskyflasche und das Sodawasser stehen.

Neben ihm zappelte auf einem Stuhl ein hageres Mäuschen mit einem gelben Gesicht, einen goldgeränderten Kneifer auf der spitzen Nase, und redete eifrig auf den Journalisten ein. Während Longford sich gemächlich aus dem Uebervurf schälte, hörte er das alte Mäuschen zwitschern:

„Der schönste Nebenverdienst, den sich ein Mann von Ihren Gaben in der gegenwärtigen Zeit schaffen kann. Ich bitte Sie, alle Tage geschieht doch irgend etwas in den feindlichen Ländern. Es wird Ihnen doch eine Kleinigkeit sein, meinewegen hier in der Bar, jeden Tag ein halb Duzend Witze oder satirische Glossen über unsere Feinde zu machen.“

In elegischem Tone erwiderte Atterley:

„Tut mir leid, tut mir wirklich leid. Sie stellen sich das einfacher vor, als es ist. Die Dinge, über die man die Lauge seines Spottes ausgießen könnte, ereignen sich leider nicht in den feindlichen Ländern, sondern bekanntlich bei uns, und darüber darf man keine Witze bringen, versteht sich . . . ich habe aber noch einen zweiten Grund —“

In diesem Augenblick brach er ab; denn der Diener hatte ihm Longfords Karte gebracht. Man vernahm deutlich die großartig gesprochenen und für ein weiteres Publikum berechneten Worte:

„Ich muß zu meinem Bedauern jetzt um Entschuldigung bitten. Ein Hauptmann vom Generalstab wünscht mich zu sprechen.“

Der Offizier lächelte unwillkürlich. Ohne ein bißchen Rose ging's nicht ab.

Der Journalist trat heraus und streckte ihm freudestrahelnd beide Hände entgegen.

„Also haben Sie meiner doch nicht ganz vergessen?“

Longford verneigte sich artig.

„Wie sollte ich das? Sie waren ja der erste Mensch, der mit dem Willkommenruß Altenglands bot.“

Atterley führte den Offizier an seinen Tisch.

„Sie kommen gerade recht.“ Seine Stimme umdüsterte sich. „Ich bringe nämlich meinen Leichnam zum Begräbnis.“

Der Hauptmann zog die Brauen zusammen.

„Wollen Sie mir einen Gefallen erweisen, Herr Atterley? Ich will vorausschicken, daß ich Sie sehr hoch schätze. Sie sind zweifellos ein junger Dichter, den wie alle jungen Dichter das Mißgeschick etwas derb gerüttelt hat. Nun, Sie sind sicherlich jung genug, um den Kampf mit dem Schicksal noch eine Weile aufzunehmen zu können . . . Glauben Sie mir, eines Tages läßt sich die nettische Dame, das Glück, schon zu einem längeren Stellbuchein bewegen. Aber . . . lassen Sie bitte die Theatralik. Ich würde Sie noch viel höher schätzen, wenn Sie zu mir rein menschlich sprächen.“

Atterley schwieg besremdet. Nach einer Weile reichte er ihm die Hand.

„Sie haben recht!“ sagte er leise.

„Wenn ich recht habe,“ fuhr der Hauptmann beherzt fort, „dann erklären Sie mir vielleicht zunächst Ihre orafelhafte Warnung: „Sehen Sie sich nie mit Lord Southriffe an den Spieltisch und lassen Sie sich nicht von Lady Edith die Wohnung zeigen!““

„Das ganz wörtlich zu nehmen,“ versetzte der andere ernsthaft. „Der Lord ist ein Mensch, der seine Opfer am Spieltisch fängt. Sehen Sie, Sie spielen mit ihm. Meinewegen „Einundzwanzig“. Sie setzen Mindestsatz 1 Pfund. Gewinnen Sie, so werden sie weiterspielen, bis Sie — eben verloren haben. Wenn Ihr Verlust aber — sagen wir, um ein Beispiel zu nehmen, 100 Pfund erreicht hat, dann hören Sie auf, müssen Sie aufhören. Ihn würde so ein Verlust von 100 Pfund nicht stören. Aber Sie können nicht weiter, außer Sie wüßten: im nächsten Augenblick schlägt das Glück um und läßt Sie gewinnen. Da Sie das nicht wissen, müssen Sie aufhören. Er verliert nie und gewinnt meistens, weil er den längeren Atem bei seiner Unbekümmertheit um Spielverluste hat. Es ist eine alte Geschichte, daß Leute mit kleinerer Börse bei einem bestimmten Verluste aufhören müssen, und darum verlieren immer die Leute mit kleineren Börsen . . . So ist es auch mit dem Lord ergangen. Ich war ihm urplötzlich 120 Pfund schuldig und da konnte er mit mir machen, was er wollte. Ich habe die Schuldscheine langsam eingelöst; aber hart genug ist mir's angekommen. Seit der Zeit spiele ich nicht mehr, weder mit Lord Southriffe noch mit einem andern. Ich weiß, daß er mich zum Spielen verleitet hat, um mich zu seinem Sklaven zu machen . . . Das heißt, er hat auch noch seiners Mittel

gehabt oder, wenn Sie wollen, abgefemtere. Denn, ehrlich gesagt, der Lord ist ein —“

Der junge Offizier erhob sich und fiel seinem Gegenüber in die Knie.

„Bitte, sprechen Sie nicht aus! Ich war über eine Woche sein Gast und möchte nicht, daß meine Gastfreunde beschimpft werden.“

„Ich will mit meinem Urteil zurückhalten; Sie sollen sich selbst ein Urteil bilden.“

Und er reichte ihm den Brief an den Lord, in dem Longford verwundert Einblick tat.

„Wenn ich Sie für ein paar Minuten um Gehör bitten darf, werden Sie den Brief vielleicht eher verstehen.“

Longford nickte teilnahmslos. Was gingen ihn die persönlichen Verhältnisse und Beziehungen dieses Menschen zu dem Zeitungskönig an? Er wollte Klarheit über Lady Ediths Charakter gewinnen und mußte sich nun eine Erzählung von irgend einer alltäglichen Zeitungsreiberei vorsetzen lassen.

Atterley hatte das Nicken bemerkt. Er räusperte sich.

„Ich danke Ihnen. — Mir tut es wohl, mich einmal aussprechen zu können . . . Nun, Sie wissen selbst, daß ein junger Dichter, dessen Name noch keinen Klang in der Welt hat, nicht von den Erträgnissen seiner großen Werke leben kann. Ich mußte mir also irgend einen Nebenverdienst suchen, um mit meiner Familie leben, soll heißen warten zu können, bis die nettische Dame, wie Sie sie vorhin nannten, sich zu einem Stellbuchein herbeiließe . . . So schrieb ich kleine Beiträge für unsere Zeitungen, möglichst an die Ereignisse des Tages angelehnt, allerlei unterhaltames Zeug, das dem Geschmack der Zeitungsleute und -leser nicht „zu hoch“ ist. Es ist auch auf diesem Gebiete schwierig, sich emporzubringen, aber immerhin leichter, als man gemeinhin annimmt, — wenn man eben bloß Alltagsware bietet, wie sie gerade vom Markte verlangt wird. Meine Einkünfte waren geringfügig und nicht gerade regelmäßig. Vor allem wunderte ich mich über eins. Da kam es oft genug vor, daß ich einer Zeitung in Sheffield's oder Reading eine kleine Arbeit anbot . . . ohne Erfolg. Sie schickte sie mir zurück. War das Mißgeschick aber erst einmal hier in London oder in Manchester erschienen, dann gefiel es den Leuten und sie druckten's nach. Sie werden nun glauben, das könnte mir nur erwünscht sein; denn dadurch hätten sich ja meine Einkünfte gehoben?!!“

Der Hauptmann sah gequält drein. Was kümmerte ihn diese Zeitungsfachsimpelei? Er nickte wieder und Atterley erleichterte weiter sein Herz.

„Ja, ja, ich habe auch so ähnlich gedacht. Aber als ich den Nachdruckern eine Rechnung sandte, kam ich schön an. Sie verbatnen sich die unverfälschte Dreistigkeit und was derlei Liebenswürdigkeiten mehr waren.“

Nur, um etwas zu sagen, flocht Longford ein:

„Ist denn der Nachdruck hier in England nicht verboten? Ich verstehe leider wenig von diesen preßgesetzlichen Vorschriften.“

„Ich habe versucht, mein Recht nach englischem Gesetz zu bekommen. Ebenjogut und mit mehr Gewinnaussicht hätte ich in der Botterie spielen können. Der eine Richter sagte ja, der andere nein. Und derweil druckten die biederen Leute fleißig weiter nach. Das war ja auch viel billiger, als wenn sie die Arbeiten von mir bezogen hätten. Schließlich konnte ich doch nicht jeden Missetäter erwischen. Denn dazu hätte ich ja alle Zeitungen täglich lesen müssen . . . Doch auch dies wäre am Ende noch zu extragen gewesen, wenn man nicht . . . wissen Sie, sie haben da eine großartige Fachzeitschrift, die „Preß-Edition“, und die begann zu schreiben und zu hegen. Erst hieß es, ich verlange zuviel, ich sei ein Wucherer, — dann: ich hätte meine Arbeiten selber abgeschrieben und sei ein Betrüger, dann: ich hätte Leute verklagt, ohne ihnen überhaupt eine Zahlungsaufforderung zugehen zu lassen. Ja, Kapit'n, die „Preß-Edition“ nahm sich der durch mich fürchterlichen Menschen bedrängten armen Zeitungsverleger an; da stand es gar rühfäsam zu lesen vom ehrlichen Zeitungsverleger, der schwer ringen müsse, während unsereiner, so ein hergelaufener Kaffeehauschriftsteller für irgend eine belanglose Nichtigkeit unsinnige Gelder fordere.“

Longford lachte und Atterley spann unter heftigen Gesten den Faden seiner Erzählung weiter:

„Haben Sie schon einmal einen Zeitungsverleger gesehen, der ein armer Teufel gewesen ist? — Ich nicht!! —“

Wohl aber ist mir bekannt, daß Tausende und Hunderttausende von Schriftstellern schon verhungert sind. — Alltäg alles nichts, der Jude wird gehängt! — Was ich mich alles schimpfen lassen mußte, das aufzuzählen, würde Bände füllen. Der ganze Verleumdungszug gegen mich ist ein ebenso unausgibbarer Schandfleck der englischen Presse wie die Greuelberichte und sonstigen Kriegslügen, die wir jetzt seit fünfviertel Jahren in alle Welt hinausposaunen. Aber die echten Journalisten können überhaupt nicht mehr die Wahrheit sagen; sie können bestenfalls eine Meinung vertreten. . . . Uebrigens Sie können sich wohl denken, wie freundlich mir die Richter gesinnt wurden, wenn ihnen ein würdiger Zeitungsverleger die neueste Nummer der „Presz-Edition“ unter die Nase rieb. . . . Na, da mußte man's ja, wer der Kläger war: ein Presspirat, Nachdrucksjäger, Wucherer, Revolverjournalist, Expresseur und Betrüger. Und die Puderperücken nidten weise. . . . right or wrong, die Perücke fiel nicht herunter. — Ich bekam in den seltensten Fällen mein Geld. Und die ganze Hege wurde angelegt vom Fachblatt der „Presz Union“, der so ziemlich alle bedeutenden Zeitungsverleger der Vereinigten drei Königreiche angehören. Den Schmierfinken, die mich um mein Geld prellen und obendrein in Grund und Boden donnern wollten, war in jenen Spalten Tür und Thor geöffnet. Wenn so ein ehemaliger Seckerlehrling, der es im Laufe der Jahre zum hochwürdigen Zeitungsbesitzer gebracht, einen unverfälschten Brief an mich schrieb, dann sandte er gewiß eine Abschrift an die „Presz-Edition“, damit nur ja die ganze „Presz Union“ ersähe, wie trefflich er mir auf die Finger geklopft. Ich war eben vogelfrei und meine Arbeiten Freiwillig, die jeder Wildschütze in seinem Rucksack bergen mochte.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Franzosenzeit in Deutschland: Kriegslasten der Gemeinde Allendorf a. d. Lahn im Jahre 1796 (nach alten Rechnungen).

Von Dr. S. Bergér-Gießen.

Raum 30 Jahre hatte sich das Gießener Land nach dem 7jährigen Krieg des Friedens erfreuen dürfen, als es wieder aus seiner Ruhe durch die Kriege aufgerüttelt wurde, die die französische Revolution zur Folge hatte, und deren Wesen sich auch bis an die Tore Gießens ergossen. Dazwischen Hesen nach dem Baseler Frieden vom 5. April 1795 als neutrales Land galt, zeigte es sich bald, wie schlecht die Franzosen die Neutralität respektierten. Gießen wurde 1796 von den Franzosen besetzt und mußte beim Herannahen des kaiserlichen Entsatzes gehn, am 11. September von der Pulvermühle und am 16. September von der Stadt die Drangsale einer Besatzung erdulden. Wie die Stadt Gießen, so blieb auch seine Umgebung beim Vordringen der Franzosen über Amdung nicht verschont. Ein Blick in die Gemeinderrechnungen vieler oberhessischer Orte aus dieser Zeit gewährt uns oft ein Bild, wie diese Gemeinden damals gerade durch die Franzosen litten. Die kleine Gemeinde Allendorf bei Gießen hatte dieses Los mit anderen Nachbarn teilen. Die wirtschaftliche Lage der einzelnen Gemeinden an und für sich war damals nicht die beste. Außer Kriegsschuldenrückständen früherer Jahre und laufenden Gemeindeforderungen brühten die noch nach mittelalterlichen Grundätzen aufgebaute Steuergabe an die kaiserliche „Renthe“ und die lästigen Gerechtigkeiten adeliger Grundherren die einzelnen Ortsbewohner sehr. Allendorf hatte jährlich an „Bewilligungs- und Renthegeldern“ 565 fl. zu zahlen, die sich aus „Mai- und Herbstbeide, Freygeltern, Pfingstgeldern, Leibhühnergeldern und Frohndegeldern“ zusammensetzten. Dazu kamen noch die „Contributionsgelder“, die Kriegssteuern, die im Jahre 1796 720 fl. betragen und auf das Steuerkapital ausgeschlagen wurden. Von 100 fl. Steuerkapital waren 23 abzus, etwa 2,38 Mark, zu entrichten. Von 100 Steuerpflichtigen waren nur 23, die ein Steuerkapital von 100 fl. und mehr nachweisen konnten; die meisten waren kleine Leute mit sehr geringem Steuerkapital. Dazu kamen noch von Juli bis Ende Dezember 1796 die täglichen Kriegslasten, die die Unversehrtheit der Franzosen brachte. Außer den Lasten der ständigen Einquartierung, die der einzelne zu tragen hatte, wurden von der Gemeindefasse alle möglichen Lieferungen, hauptsächlich von Brot, Mehl, Fleisch, Stroh, Heu verlangt. Die Kriegsfahrten erforderten bedeutende Beträge, die die Gemeinde den Unternehmern zu vergüten hatte. 26 Wägen nach Gießen waren nötig, um Vorstellungen zu machen wegen Erleichterung der Läger brüdenen Einquartierungen und Kriegslieferungen. Um berechnen sprechen für die Kriegsnot der Gemeinde Allendorf die betreffenden Beiträge in den Rechnungen, von denen wir nur einzelne nachstehend wiedergeben:

- 15. April: Vorstellung in Weplar wegen Pferdelieferung an die Franzosen.
- 16. Juli: Wehrlieferung an die Franzosen.

- 18. Juli: Vorstellung in Rechtenbach, um eine „Saubegarde“ (Schutzwache) von einem französischen Offizier zu erbitten.
- 27. Juli beim Amt die französische Brandschatzung eingeliefert.
- 28. Juli: Vorstellung wegen Nachlaß an Bieferungen für die Franzosen.
- 6. August: Einquartierung französischer Artillerie.
- 10. August: Lieferung von Hufeisen und Nägel an die Franzosen in Gießen.
- 29. August: Naturallieferung an die Franzosen.
- 31. August: Vorstellung wegen Nachlaß von Pferdelieferung.
- 2. September: Vorsteh in Weplar, um Pferde und Geschirr für die französische Lieferung zu kaufen.
- 14. September: Vorstellung bei dem Proviantmeister wegen einer starken Wehrlieferung und „ein halb nachlaß“.
- 21. Dezember: Gang nach Gießen zu dem Herrn Regierungsrath von Jangen und dann nach Großen-Linden zu dem Herrn Obersten wegen der starken Einquartierung.

Wenn auch die Angaben in den Rechnungen nur Allgemeines bringen, so läßt sich trotzdem daraus ein Bild gewinnen, was der einzelne gelitten haben mag. Ernst ist man, daß Oberhessen vom 30jährigen Krieg an bis zu den Befreiungskriegen nur mit kurzen Unterbrechungen, also fast 150 Jahre, der Kriegsschauplatz fremder Völker gewesen, so gewinnt man eine Vorstellung von der Einwirkung der Kriegsverhältnisse auf das Wohl und die Entwicklung der einzelnen Gemeinden.

Die Geschichte vergangener Tage eine Lehrmeisterin für die Gegenwart!

Aus den Feldbriefen eines deutschen Knaben.

Auch eine Stimme zur Kriegsangelegenheit.

Wenn ich diese kleinen Auszüge aus den Briefen eines deutschen Jungen, eines der Jüngsten draußen im Felde, in die ich zufällig einen Einblick tun durfte, der Öffentlichkeit übergebe, so genüge ich damit der Chronistenpflicht, die das Ungewöhnliche festzuhalten sucht. Denn ungewöhnlich sind diese schlichten Sätze, die ein junger Deutscher, fast ein Knabe noch, an seine Lieben richtet.

Der Schreiber ist einer der Jüngsten, die nun unter den Fahnen stehen und die draußen in wenigen Tagen mehr erfahren haben, als wir Altheu fast alle in einem langen und trotz aller Seltsamkeiten beschaulichen Leben. Und wenn wir, die daheim sind, auch nach den drei unendlichsten Jahren dieses Krieges genugam von seinem Wesen zu wissen glauben, so tut es uns doch gut, einmal wieder einer Stimme zu lauschen, die ganz dem Ursprung des Gefühls selber entspringt, die einmal wieder aus der Kindhaftigkeit des Erlebens zu uns spricht. Die haben wir ja längst hinter uns gelassen, seit der Krieg uns zu einer Gewohnheit geworden ist. Lassen wir denn auf einen Augenblick unsere angelegenen Vorstellungen und seien wir jungfräulich mit einem Jungen! E. W.

Wie vorher sah ich einen Menschen, der vom Tode gequält wurde. Jetzt ist dieses Bild mein täglicher Spiegel, in dem ich das Entsetzen meiner Seele suche. Und doch finde ich es immer weniger darin. Immer stiller schlagen die Wölfe meines Herzens: bald werde ich wie einer der Wölfe sein, der ungeheures Bluten in sich ertränkt hat.

Bin ich furchtlos? — Sicher bin ich nicht feig; aber furchtlos bin ich oft, wenn mein Sinn überfüllt von Gedanken ist. Dann möchte ich es den Erdgewachsenen gleicham, die nur dann ihr Herz hochen fühlen, wenn es herrichten ist. Das ist mir großer Jammer, daß ich zuviel nachdenke über die Dinge, über die ich doch keine Macht habe. Wieviel besser könnte ich meinem Volk jetzt dienen, wenn ich einfacheren Geistes wäre!

Wenn die Verlassenheit in meinen Augen brennt und ich keinen Weg mehr gehen mag zu denen, die immer um mich sind, mir längst Vertraute und doch nicht Vertrauende — dann wünsche ich mir oft, daß ich eine Braut irgendwo hätte, die über mein Sterben traurig sein müßte. Wie reich sind doch die Menschen, die ein Wesen andern Blutes ihr eigen nennen! Eltern und Geschwister sind eine teure Gewißheit, aber die Geliebten sind sich ein Laßsal.

Tage und Nächte zählen wir hier, die uns aus der Enge des Grabes befreien. Denn ein Grab ist für mich der Graben, der unsere Wohnstatt ist. Tage und Nächte zählen wir, nach denen wir auferstehen. Wie werde ich erst emporgehoben sein, wenn ich wieder daheim bin! Wie werde ich in die Höhe wandern, wenn ich in mein Wirken trete! Aber ihr müßt anders geworden sein, mit mir müßt ihr anders geworden sein, wenn ich wieder in die Heimat kehre. Ihr müßt es, wie soll ich sonst vor mir bestehen?

Kömt ihr noch lachen daheim? — Wir lachen viel und gern. Aber ihr dürft nicht übermäßig lachen. Das schmerzt mich, wenn ich euch außerhalb dieser Zeit weiß. Leben sollt ihr wie im Frieden, daß ich dich sonst wieder finde, Schwesterchen, und in einem Kleide, das Dir wie ein kleines Kleid sieht. Wie gern helfe ich mir vor, wie Du klauernd an meinem Arme schreiest.

Ich bin dann groß geworden und schamte wie ein erfahrener Mann auf Dich herab. Du wirst über mich lachen, doch schadet's nichts: gelernt habe ich doch in dieser Zeit der Trennung tausendmal mehr als Du.

Sich austrecken dürfen: dieses Gefühl steht im Mittelpunkt unserer Wünsche. Sind wir nach der Unendlichkeit des Wartens am Feinde irgendwo im Weiten, im Hinterland, wo wir noch die nächtlichen Feuer der Front sichtbar sind und die Schüsse der Kanonen im vielfachen Widerhall klingen, dann kommt es wie ein Segen des Himmels über uns, wenn wir uns auf die Strohkissen legen und alle Sorgen um uns sammeln wie in ein Gefühl erlösender Bitterkeit. Dann singen nachtschlatternd die Vögel zu unseren Häupten, dann fühlst Du ahnend die Macht des Lebens in Dir. Nur nicht einschlafen müssen — so liegen und in die grenzenlose Ferne starren und die Wonne ganz genießen? müde zu sein.

Es läuft so schnell alles hier: Minuten rauschen und ein Weltgroßes ist schon geschehen. Und nicht einmal bewußt wird uns unsere Tat. Wir sind eingeklemmt wie zwischen eisernen Niegeln und wirken nur durch die gewaltige Gemeinsamkeit. Wir selbst aber bleiben der kleine Atem des Ungeheuren. Wir sind uns selbst zur Scham, daß wir ein Mensch sind unter allem, was hier Uebermenschliches getan wird. — Und noch eines ist hier bemerkenswert: man fühlt sich ganz als Geleiteter. Wenn alles Wirrwarr ist und Not und Grausen, dann ruft ein Wort, ein Blick, ein Beispiel das Wunder hervor. Der einzelne versinkt und der einzelne treibt hoch. Er wirkt in die Verzagenden die lockende Fadel und weiß es selbst nicht. Wo die Persönlichkeit ganz unscheinbar wird, ist sie trotzdem der mächtigste Anstoß zur Tat — und von den Verzagenden wird das Größte geleistet.

Und dann: ich muß so oft an den Himmel denken und an Gott. Ich meine immer, daß er uns so sehr nahe hier ist: wir sprechen nie von ihm, aber wir fühlen ihn doch alle, wenn auch keiner vom anderen davon erfährt. Das ist das Seltsame, daß man seine Innerlichkeit so tief vor den Freunden verbirgt. Man weiß, was dem andern bewegt, man glaubt ihm aus sich selbst zu erkennen, aber man fürchtet sich, seine Welt auf die Junge zu nehmen. Heilige Ehrfurcht vor uns selber, die in uns wohnt.

Sich waschen dürfen und für den äußeren Menschen sorgen: das ist auch eine Entdeckung der Seele hier draußen. Wie wunderbar kühlend wirkt doch ein Wassertropfen! Nach Tagen gequälten Stammens befreit er uns von der Unerträglichkeit der inneren Spannung. Er wäscht alle Sünden der Angst von uns ab. Er entzündet Feuer in uns und legt neue Kraft auf unsere Lider. Und die freudsame Entdeckung, wenn irgendwo andere, selbstbereitschamlos wohnt! Da wir schleichen wir uns durch die Morgenröthe, wenn die Artilleristen drüben sich für den Tag stärken, und graben unter den Stachelbüchsen etwas Erhabenes aus. Die mundeht uns im Gesehür gedocht wie die köstlichste Speise eines exotischen Landes. Nicht immer aus diesem großen Kessel essen müssen, welche Erholung!

Ein Wunder ist für uns, die wir am Feinde stehen, die Frau. Sind wir in Ruhe und waschen uns morgens am Brunnen, und irgendwoher kommt eine Frau oder ein Mädchen zu unsern Brunnen, sich Wasser zu holen, dann durchfährt uns alle der Schreck, daß wir Männer sind — und einer möchte am liebsten dem andern nicht mehr in die Augen sehen. Wohlthätig wie ein warmes Bad wirkt der Anblick der Frauen auf uns Entfremdete. Als streichelten uns weiche Hände, so prickelt uns die Haut an unserm Leibe. Aber frohe Begehrlichkeit ist es nicht. Nein, auch da hat der finstere Krieg eine neue Reinheit in uns geschaffen! Kömmt Ihr daheim, und besonders Ihr Frauen, diese unsere Reinheit nur ganz begreifen und kömmt selbst so werden wie wir, deren junges Blut im Opferfeuer geweiht ist.

Und sollte dies nicht Euer Beugen für uns sein, daß wir uns überstark fühlen hier draußen, wo Schwäche der Tod ist? Euch selbst entäußern um unsertwillen: wie herrlich groß wirkt dieser euer Wille auf uns! Denn das ist das Ursächlichste hier, daß wir alles Leben nehmen im Hinblick auf euch, und daß wir allen Stolz und allen Mut von euch empfangen. Wir verstehen es nicht, wenn nicht alles geschieht, was uns zur Hilfe dient. Und was gibt Gut und Geld, wenn der große Gedanken zu Schaden kömmt, wenn wir arm vor uns selbst dastehen gegenüber einem gerüsteten Gegner. Das ist für uns ein innerer Sieg, dem nichts Nehmliches hier zu vergleichen ist, wenn die Heimat eine Tat wagt. O tätet ihr doch alle Tage Großes für uns! Wir sehnen uns nach neuen Opfern von euch.

Denkt auch bei der Kriegsanleihe daran! Wir aber warten weiter am Feinde.

Dann zeichne Kriegsanleihe.

Bist morgens froh du aufgewacht,
Dost geholt e guies Nacht,
Dost der Kaffee dir gesüßelt,
War gut der Mittagsstich gedeckt,
War das Mittagsschlafschloesch,
Oder das Spaziergeh,
Dost geschmeckt der Dämmerchoppe,
Hattste Müd beim Stachelloppe,

Dann zeichne Kriegsanleihe.

Sting dir e Käsche in die Quer,
Un bhsie sonst verärgert sehr,
Leist dir 's Kriegsbrot schwer im Mäge,
Bege dich die Hüftaenge,
Gleist dich der Schwäger Flech,
Hattest du beim Hamstern Pech,
Dost mer die Fleischkart' dir verweigert,
Oder gar die Nier' gestrigert.

Dann zeichne Kriegsanleihe.

Dost du gekriegt etma en Orde,
Oder bist Vater du geworde,
Großvatter, Onkel oder netter
Bräu'gam, Schwiegersohn im Bettler,
Hofe Hütel, Gäns' und Gase,
Sänke, Schäfer oder Gase —
Un noch so von allerhand,
Dann dent' auch en das Vaterland,

Dann zeichne Kriegsanleihe.

Frau Hammevadel.

Büchertisch.

„Der Sieger“ von Professor Walther Fritze ist ein Gemälde, das weit über das Durchschnittsmaß der vielen patriotischen Bilder, die der Weltkrieg in Deutschland gerechtfertigt hat, hervorragte. Der deutsche Genius, dargestellt als jugendlicher Sankt Michael, in goldschimmernder Rüstung mit schwerbewehrtem Arm und mächtigen Fittichen, den Munddruck oder Menschlichkeit im Antlitz, reicht dem aus blutigem Kampfe kommenden, vor ihm knien den Feldgrauen den Vorberührung des Siegers. Die warme Empfindung, die der Künstler in die beiden wehrhaften Gestalten zu legen wußte, die sprechende Haltung, die wichtige und doch schlichte Komposition des Ganzen, nicht zuletzt die gedämpfte Farbenpracht der malerischen Darstellung fesseln den Beschauer unmittelbar. Der Kunstverlag C. Unbekannter & Co. in München hat nun eine tadellose Wiedergabe des Bildes im Format 49x64 veranfaßt und damit dem deutschen Volke einen vornehmen Binnereisinn von dauerndem Wert geschaffen. Preis 8 Mark.

Die Weltbühne, der Schaubühne XIV. Jahr, Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn enthält in der Nr. 15: Aprilwetter in der Wilhelmstraße. Paul Benich, von Johannes Fischart. Justizmord von Pancratius. Die Verklüftung, von Alfred Polgar. Hoch Sauer, von S. J. Totensnach von Julius Bab. Uffstein, von Alons Goldschmidt. Antworten.

Rätsel.

Rätselhafte Inschrift



Auflösung in nächster Nummer.